



JACK HIGHT

DIE  
BRENNENDEN  
PALÄSTE

Weltbild

Ein Weltreich geht unter. Eine Liebe lebt fort.

Im Jahr des Herrn 1453 ist die kaiserliche Stadt Konstantinopel von einem übermächtigen Feind umstellt: Sultan Mehmeds Heerscharen bereiten sich mit Kriegsschiffen und riesigen Kanonen auf den Sturm vor. An der Seite Kaiser Konstantins steht seine Nichte Prinzessin Sofia, klug, gebildet und machtbewusst. Der Kaiser hat sie mit seinem obersten Heeresführer verlobt. Was er nicht weiß: Sofias Liebe gehört dem genuesischen Adligen Longo, der sich verzweifelt müht, ihr zu Hilfe zu eilen. Doch der Fall Konstantinopels, der größten Stadt der Christenheit, ist nicht mehr aufzuhalten ...

Jack Hight

# Die brennenden Paläste

Historischer Roman

Aus dem Amerikanischen von Elvira Willems und Astrid  
Becker

## **Weltbild**

## **Der Autor**

Jack Hight studierte in Harvard und Chicago Geschichte, ein besonderes Interesse gilt dem Mittelalter und dem Fall Konstantinopels. Er lebt in Washington. »Die brennenden Paläste« ist sein Debütroman.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Siege.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-  
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Jack Hight

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Übersetzung: Elvira Willems und Astrid Becker

Alle Rechte an der Übersetzung bei Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-775-2

# PROLOG

Oktober 1448 – auf dem Amselfeld

Longo lag noch unter den Leichen zweier toter türkischer Soldaten und verharrte geduldig, während die letzten Soldaten der türkischen Armee vorbeieilten. Die Christen hatten einen Kreuzzug geführt, und jetzt waren überall um ihn herum feindliche Soldaten. Sie stiegen über ihn hinweg, ihre Stiefel zermatschten die blutgetränkte Erde. In der Ferne konnte er gerade noch die Hörner der zerstreuten christlichen Armee hören, als sie floh, gefolgt von dem Gebrüll und dem Trommelschlag der verfolgenden Türken. Irgendwann kehrte auf dem Schlachtfeld Stille ein, bis auf das gelegentliche Stöhnen eines Verwundeten und das raue Krächzen der Raben, die herbeiflogen, um sich an den Toten gütlich zu tun. Einer ließ sich neben Longo auf einer Leiche nieder und machte sich mit dem Schnabel an dem weichen Fleisch seines Gesichts zu schaffen. Wenn die Raben kamen, war die Schlacht vorbei.

Nachdem er so lange auf dem kalten, nassen Boden gelegen hatte, erhob Longo sich mit steifen Bewegungen. Er trat nach dem Raben, der unter protestierendem Krächzen davonflatterte, und zog dann seinen Säbel, eine lange dünne Klinge aus grauem Stahl. Die Schlacht mochte geschlagen sein, doch Longos Kampf war noch nicht beendet. Er blickte zum Horizont und sah nur in der Ferne einige wenige feindliche Soldaten, die zwischen den Tausenden von Toten plünderten. Longo beachtete sie nicht, sie waren nicht die Beute, auf die er aus war. Er suchte einen Mann: einen Türken mit blassgrauen Augen und einer grausigen Narbe, die sich von der rechten Schläfe bis zum Kiefer über das Gesicht zog.

Longo hatte ihn hinter den türkischen Linien gesehen, in einem Kettenpanzer, über dem er scharlachrotes Tuch trug. Er ritt unter einer goldenen Standarte, an der drei Pferdeschwänze hingen – Kennzeichen eines Wesirs. Kaum hatte Longo ihn erspäht, da waren die christlichen Linien durchbrochen worden, und man hatte zum Rückzug geblasen. In dem darauffolgenden Chaos hatte Longo sich tot gestellt. Er suchte diesen Mann seit Jahren, und jetzt, da er ihn endlich gefunden hatte,

würde er ihn nicht entkommen lassen.

Er machte sich auf den Weg zum türkischen Lager, rings um ihn nur Leichen. Als er sich den ersten Zelten näherte, kamen ihm fünf türkische Soldaten entgegen. Es waren zerlumpfte Başı Bozüks, irreguläre Truppen, die eingezogen wurden, wenn das Osmanische Reich in den Krieg trat, um den Islam zu verteidigen. Zwei trugen schwere Äxte, die sich besser zum Holzhacken eigneten als zum Kämpfen. Einer hielt einen Säbel, die letzten beiden hatten grobe Holzknüppel dabei, die mit Nägeln besetzt waren. Sie stürmten auf Longo zu und schrien den «Allah! Allah! Allah!»-Schlachtruf der Türken, doch Longo hörte sie nicht. Longo hörte nur das Blut, das in seinen Ohren rauschte. Er wich nicht vom Fleck und hielt Schild und Säbel bereit.

In letzter Sekunde wich er den Angreifern nach links aus und schlug dem ersten Türken mit dem Schild den Knüppel aus der Hand. Er ließ seinen Säbel niedergehen, sodass sein Feind zu Boden ging. Dann trat er unerschrocken zwischen die Übrigen: Aus der Nähe konnten sie mit ihren Knüppeln und Äxten wenig ausrichten. Er wich einem unbeholfenen Axtschlag aus und wirbelte herum, hieb seinem Angreifer ins Gesicht, bevor er die Deckung des nächsten Mannes unterlief. Den Säbel ließ er in der Brust des Türken stecken, zog einen Dolch aus seinem Gürtel, drehte sich um und warf ihn. Er traf den Türken an der Kehle. Dem Sterbenden fiel der Knüppel aus der Hand, bevor er blutüberströmt zu Boden sank.

Longo spürte einen harten Säbelhieb, der seitlich an seinem Kettenpanzer abglitt. Er drehte sich gerade rechtzeitig um, um seinen Schild zu heben und einen weiteren Schlag abzuwehren, der seinem Gesicht geglitten hatte. Longo trat zurück, waffenlos, um sich seinem letzten Angreifer zu stellen, einem großen Türken mit langem Bart. Der Mann lächelte, entblößte dabei gelbe, faule Zähne. «Jetzt stirbst du, Ungläubiger!», dröhnte er und holte in weitem Bogen nach Longos Brust aus. Longo tat, als wollte er den Schlag blockieren, duckte sich jedoch und schlug dem Türken seinen Schild ins Gesicht. Der Türke taumelte nach hinten, aus seiner gebrochenen Nase lief Blut, augenblicklich drehte er sich um und floh um sein Leben.

Longo nahm seinen Säbel wieder an sich und verzog das Gesicht, als

er seine Rippen betastete und den blauen Fleck spürte, der sich dort schon bildete. Er hatte Glück gehabt. Ein erfahrenerer Kämpfer hätte ihn getötet. Er brachte der Jungfrau Maria ein Gebet dar, um ihr zu danken, dann trat er in den Schatten des nächsten Zelts und spähte in das türkische Lager hinein. Köche kümmerten sich emsig um Dutzende von Kochfeuern, doch er sah relativ wenig Soldaten und keine Spur des Mannes, hinter dem er her war. Fast hatte er die Hoffnung schon aufgegeben, da hörte er hinter sich ein Pferd wiehern, und als er sich umdrehte, sah er den Wesir auf das Lager zureiten, umgeben von rund zwei Dutzend Janitscharen in schwarzen Rüstungen.

Longo spürte nichts als loderndes Verlangen nach Rache, als er seinen Säbel hob. Die Janitscharen sahen ihn kommen, sie rückten dicht um den Wesir zusammen und zückten ihre Lanzen. Longo warf sich zwischen die Leibgarde. Eine Lanze lenkte er mit seinem Schild ab, eine andere schlug er mit dem Säbel zur Seite, bevor er in einen Janitscharen raste, ihn nach hinten stieß und gerade rechtzeitig herumwirbelte, um einem Lanzenstoß zu entkommen. Er holte weit aus, schlug die Lanze entzwei und stürzte sich noch eifriger in den Kampf, drosch wild um sich, dem Wesir immer näher kommend, jeden Schritt mit Blut und Tod erkämpft.

Eine Lanzenspitze rutschte von Longos Schild ab und fuhr in seine Schulter. Ohne auf den Schmerz zu achten, packte er die Lanze und zog daran, riss den Janitscharen nach vorn und schlug auf ihn ein, um ihn zu töten. Aus dem Augenwinkel sah Longo etwas aufblitzen, und mit knapper Not duckte er sich unter einem Säbelhieb weg, der ihn enthauptet hätte. Er drehte sich rasch um und schwang seinen Säbel, um sich die Janitscharen vom Leib zu halten. Säbel glitten von seinem Kettenpanzer ab, eine Lanzenspitze drang in sein Bein, und er fiel auf ein Knie. Doch er kämpfte weiter, holte immer wieder aus und brüllte dabei vor Wut und Schmerz. Der Wesir war nicht weit von ihm entfernt. In dem schmalen Gesicht des Mannes hatten sich im Lauf der Jahre Falten gebildet, und sein Bart und sein Schnurrbart waren grau geworden, seit Longo ihn das letzte Mal gesehen hatte, doch seine blassen Augen und die schartige Narbe im Gesicht, die Longo ihm verpasst hatte, waren unverwechselbar. Longo kroch auf ihn zu, ein Janitschar trat vor ihn

und versperrte ihm den Weg. Longo wollte den Mann erstechen, aber von hinten packte jemand seinen Arm und riss ihm den Säbel aus der Hand.

Als Longo den Blick hob, sah er den Tod über sich aufragen – ein Janitschar, den langen yatagan hoch erhoben, dessen gebogene Klinge dunkel vor der hellen Sonne stand. Er verspürte keine Angst, nur die bittere Enttäuschung des Scheiterns. Sein Blick fiel auf die lange Säbelklinge, das weiche schwarze Leder des Hefts, den muskulösen Arm des Janitscharen. Und dann setzte der Säbel zu seinem tödlichen Hieb an.

«Halt!» Der Säbel hielt dicht vor Longos Hals an. «Überlass mir den.»

Die Janitscharen traten zurück, um einem hochgewachsenen Mann Platz zu machen, gut drei Ellen groß und mit breitem Brustkorb. Er trug die schwarze Rüstung eines Janitscharen, den pelzverbrämten Mantel und die gelben Stiefel eines Agas. Der Mann sprach kurz mit dem Wesir, der sein Pferd wendete und davonritt. «Geht! Begleitet ihn zum Sultan», befahl der Aga dem Janitscharentrupp, während er einen unglaublich langen yatagan aus der Scheide an seiner Seite zog. «Den hier erledige ich.» Er schwang den riesigen Säbel behänd zur Seite und näherte sich Longo.

Der Aga wartete, bis die anderen Janitscharen ein gutes Stück weit weg waren, dann steckte er den Säbel in die Scheide zurück und streckte Longo die Hand entgegen. «Steh auf», befahl er. Longo zögerte, dann nahm er die Hand und ließ sich auf die Füße ziehen. Der Schmerz in seinem verletzten Bein ließ ihn zusammenzucken. Er starrte dem Janitscharen ins Gesicht und versuchte zu begreifen. «Du hast mich doch wohl nicht vergessen, oder?», fragte der Aga.

Longo blinzelte, sein Schmerz war vergessen, als ihm einfiel, woher er dieses Gesicht kannte. Damals war es jünger gewesen, schmaler und ohne Narben – das Gesicht eines Jungen. Vor langer Zeit im gottverlassenen Lager der Janitscharen war dies der einzige Mann gewesen, den er einen Freund genannt hatte. «Ulu», flüsterte Longo.

«Du hast mir einst das Leben gerettet, Longo», sagte Ulu. «Jetzt habe ich es dir vergolten ... doch wenn du fliehen willst, musst du dich beeilen. Halt dich nach Süden und bete zu Allah, dass wir uns nie

wieder begegnen. Denn meine Schuld ist beglichen, und wenn unsere Wege sich das nächste Mal kreuzen, sind wir Feinde. Und jetzt geh!» Der Aga wandte Longo den Rücken zu und schritt davon.

Longo blickte ihm hinterher, wie er im türkischen Lager verschwand. Als sein rasender Zorn sich gelegt hatte, spürte Longo den Schmerz in seinen Wunden und die kalte Qual vereitelter Rache. Er wandte sich um und humpelte aus dem Lager nach Süden. Wenn er sich beeilte, holte er seine Männer vielleicht noch ein. Sonst würde es ein langer, einsamer Marsch nach Konstantinopel werden.

# 1. TEIL

# EINS

November 1448 – Konstantinopel

Sofia Dragases, Prinzessin des Oströmischen Reiches, ging durch die dunklen Flure des Kaiserpalastes in Konstantinopel, beeilte sich, mit Johannes Dalmata, dem Befehlshaber der kaiserlichen Leibgarde, Schritt zu halten. Im Vorbeigehen warf sie rasch einen Blick aus einem Fenster auf den Vollmond, der schwer am Nachthimmel über dem Hafen hing. Es waren noch mehrere Stunden bis zur Morgendämmerung. Der Kaiser, Johannes VIII., war seit Wochen krank, und man rief Sofia sicher nur so spät zu ihm, weil er im Sterben lag.

Das Vorzimmer zu den kaiserlichen Räumen war überfüllt. Die meisten knieten auf dem harten Steinboden und beteten leise für die Gesundheit ihres Kaisers. Sie sprachen Griechisch, denn auch wenn die Bewohner Konstantinopels sich immer noch als Römer bezeichneten, hatte das Griechische schon vor Jahrhunderten das Lateinische als Sprache des Reiches abgelöst. Als sie durch die Menge ging, fiel Sofias Blick auf die Kaiserinmutter, Helena Dragases, die in einer Ecke saß und mit Georgios Sphrantzes sprach, dem Minister und engsten Vertrauten des Kaisers. Dalmata führte Sofia zu der Tür zum Schlafzimmer des Kaisers, bewacht von dem praepositus sacri cubiculi, einem Eunuchen mit beginnender Glatze, der den Zugang zum Kaiser kontrollierte. «Er ist sehr schwach. Bleibt nicht zu lange», sagte der Eunuch zu Sofia, als er sie durch die Tür geleitete.

Der Raum wurde nur von einigen flackernden Kerzen nahe bei der Tür erhellt. Zuerst konnte Sofia den Kaiser nicht sehen, doch sie hörte seine mühsamen Atemzüge – rasselndes Keuchen aus der Dunkelheit am anderen Ende des Raums. Sie ging darauf zu und konnte ein großes Bett mit Baldachin und darin den Kaiser selbst ausmachen. Johannes war ein stattlicher Mann gewesen, doch jetzt war er so geschwächt, dass sie die knochendürre Gestalt kaum erkannte. Die Augen in dem wächsernen Gesicht waren geschlossen. Wären da nicht die schrecklich rasselnden Atemzüge gewesen, Sofia hätte ihn für tot gehalten. Sie kämpfte mit den Tränen.

Sie liebte ihren Onkel nicht. Er war launisch und trank zu viel. Trotzdem war Johannes ein guter Kaiser gewesen, und er hatte Sofia ihre Freiheit gelassen. Sie war fast vierundzwanzig, weit über das Alter hinaus, in dem eine Prinzessin heiraten sollte, doch ihr Onkel hatte sie nie bedrängt. Er hatte ihr erlaubt zu studieren, nicht nur Literatur und Philosophie, was Frauen am Hofe für gewöhnlich lernten, sondern auch Mathematik, Regierungswesen und Sprachen – Italienisch, Arabisch, Latein und Türkisch. Auf Drängen der Kaiserinmutter Helena hatte er ihr sogar erlaubt, ihn zu Ratssitzungen zu begleiten, wo sie die Kunst der Staatsführung erlernt hatte. Wer auch immer Johannes auf den Thron folgte, Sofia bezweifelte, dass er ihr gegenüber so großzügig sein würde.

Sanft strich Sofia dem Kaiser das Haar aus der Stirn. «Ich bin hier, Onkel», flüsterte sie.

Johannes schlug die Augen auf. «Setz dich zu mir, Sofia», keuchte er. «Ich möchte dich ...» Johannes unterbrach sich, ein heftiger Hustenanfall erstickte seine Stimme. «Ich möchte dich um Verzeihung bitten», fuhr er schließlich fort, «für alles Unrecht, das ich dir getan habe.» Solch eine Bitte sprach der Kaiser traditionell in den letzten Tagen seines Lebens aus. Johannes wusste, dass seine Stunde gekommen war.

«Darum musst du mich nicht bitten, Onkel», erwiderte Sofia. «Du hast mir kein Unrecht getan.»

Er schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. «Nein, Sofia», sagte er. «Ich fürchte, es war nicht recht, dass ich dich so aufgezogen habe. Du hast mich so sehr an meine arme tote Gemahlin Maria erinnert. Ich wollte dich in meiner Nähe haben, als Erinnerung an sie, und dir alles geben, was du dir wünschst und was ich ihr versagt habe.» Er seufzte. «Ich habe dich nicht auf ein Leben als Prinzessin und als Ehefrau vorbereitet. Du hast deinen Platz in der Welt nicht annehmen gelernt.»

«Ich wünsche mir keinen anderen Platz als den, den ich habe», sagte Sofia. «Ich bedaure nicht, wie es ist.»

«Ich auch nicht, Sofia», keuchte Johannes mühsam. «Dies sind schwere Zeiten, und das Reich braucht dich. In Konstantinopel sind viele, die die Stadt an die Türken verkaufen wollen. Wir müssen sie

daran hindern. Unser Reich besteht seit über tausend Jahren. Wir sind die Erben Roms. Wir dürfen nicht fallen!»

«Aber was kann ich dagegen tun?», fragte Sofia, eine Spur Bitterkeit in der Stimme. «Ich bin nur eine Frau, Onkel. Ich habe wenig Einfluss auf den Hof Konstantinopels.»

Johannes wurde von einem weiteren Hustenanfall erschüttert und schüttelte nur den Kopf. «Nein», sagte er. «Du bist mehr. Sieh dir meine Mutter an, Helena. Sie ist ein besserer Staatsmann als alle meine Ratsmitglieder miteinander. Du hast Geist, Sofia. Mein Bruder Konstantin ist ein guter Mann, aber er ist nicht besonders feinsinnig. Wenn ich tot bin, wird er deine Hilfe brauchen, auch wenn er sie nicht haben will.»

«Ich werde tun, was ich kann, Onkel.»

«Du musst es mir schwören, Sofia», keuchte Johannes. «Gib mir deine Hand.» Sofia legte ihre Hand in die seine, und der sterbende Kaiser packte sie mit überraschender Kraft. Seine Augen loderten, als er Sofias Blick begegnete. «Schwör mir, dass du, wenn ich tot bin, alles in deiner Macht Stehende tun wirst, um die Stadt vor jenen zu beschützen, die sie zerstören wollen.»

«Ich schwöre es», sagte Sofia ernst. «Ich werde Konstantinopel mit meinem Leben verteidigen.»

Johannes ließ ihre Hand los und lehnte sich zurück, plötzlich schwächig und schwach. «Gut. Und jetzt geh», sagte er, «und schick meine Mutter herein.» Sofia nickte und ging. Im Vorzimmer sagte sie der Kaiserinmutter, Johannes wünsche sie zu sehen, und dann kniete sie sich hin und schloss sich dem stummen Gebet der anderen an.

Sofia wusste, dass sie nicht nur für den Kaiser, sondern ebenso um ihrer selbst willen beteten. Johannes hatte keinen Sohn und drei Brüder, und die Menschen fürchteten einen Bürgerkrieg, wenn er starb. Dann drohte ein weiterer osmanischer Überfall. Das Oströmische Reich war nicht mehr, was es einst gewesen war, als Konstantin der Große die Hauptstadt des Kaiserreiches 330 a.D. von Rom nach Konstantinopel verlegt hatte. Der jetzige Sultan des Osmanischen Reiches, Murad II., hatte die prächtigen Städte Adrianopel und Thessaloniki, jetzt Selânik, eingenommen. Von dem einst großartigen Römischen Reich war kaum mehr übrig als die kaiserliche Stadt Konstantinopel. Es war die letzte

Verbindung zu einer ruhmvollen Geschichte, die ungebrochen bis zu den Cäsaren zurückreichte, die letzte Bastion zwischen den Türken und dem restlichen Europa. Die Armeen des Sultans hatten sich schon im Norden versammelt, um sich dem Kreuzzug entgegenzustellen, den Johannes ausgerufen hatte, bevor er krank geworden war. Es waren noch keine Nachrichten über eine Schlacht nach Konstantinopel gedrungen, doch wenn die Türken siegreich waren und Johannes starb, konnte kaum etwas die Armeen des Sultans daran hindern, gegen Konstantinopel vorzurücken.

Sofias Gedanken wurden von einem lauten Wehklagen aus dem Zimmer des Kaisers unterbrochen. Es war die Kaiserinmutter, Helena, die um ihren Sohn weinte. Der Kaiser war tot.

\*\*\*

Die Abendsonne stand tief am Himmel, als William Whyte die höchste Stelle einer langen Steigung erreichte und zum ersten Mal Konstantinopel erblickte. Die Stadt war noch mehrere Meilen entfernt, doch selbst aus der Entfernung ließ ihre Erhabenheit ihn innehalten. Vor ihm erstreckten sich Weizenfelder und Wiesen mit weidendem Vieh bis zu den hochaufragenden Mauern der Stadt. Die Mauern waren viele Meilen lang und reichten vom Goldenen Horn, dessen Wasser im Norden glitzerte, bis zum Marmarameer im Süden. Hinter den Mauern erhob sich die Stadt auf ihren sieben Hügeln. Im grellen Sonnenlicht blinzelnd, konnte William nur wenige Gebäude ausmachen: Kirchen mit Kuppeldächern, ausladende Paläste und schlanke Säulen ragten über der Stadt auf. Kein Wunder, dass Konstantinopel als Königin der Städte galt: So etwas hatte William noch nie gesehen.

William löste den Blick von der Stadt, als das lange Seil, mit dem seine Hände gefesselt waren und das am Sattel des Pferds vor ihm befestigt war, ihn nach vorne riss, sodass er den Hügel auf der anderen Seite hinunterstolperte. Der Mann, der das Pferd ritt, ein Türke namens Hasim, der faule Zähne und einen grauen Bart hatte, wandte sich um und schrie etwas in seiner fremden Sprache. Es war klar, was der Mann wollte: Beil dich, sonst ... Er hatte William auf der langen Reise von

Ephesos nach Konstantinopel – sieben Tage strammer Fußmarsch durch unmenschlich trockenes Land und ebenso viele kalte Nächte unter einem unversöhnlichen Herbsthimmel auf dem Boden kauend – mehr als einmal geschlagen. William hatte noch mehr Gewicht verloren, inzwischen zeichneten sich unter der Haut deutlich die Rippen ab. Er spuckte in Hasims Richtung, beschleunigte jedoch seine Schritte.

Es war kaum zwei Monate her, seit William auf der Kateryn angeheuert hatte, die von seinem Heimatort, dem englischen Hafen Fowey, nach Osten gesegelt war. Er hatte gedacht, er würde Reichtümern entgegensegeln. Ein Italiener, Carlo Grimaldi, der behauptete, ein Verbannter aus Genua zu sein, hatte versprochen, die Kateryn sicher an den genuesischen und venezianischen Galeeren vorbeizusteuern, die den Gewürzhandel mit dem Orient kontrollierten. Kapitän Smith, Williams Onkel, war skeptisch gewesen, doch die Gelegenheit war zu verlockend. Wenn es ihm gelang, eine direkte Verbindung zu den Gewürzhändlern im Orient herzustellen und die italienischen Mittelsmänner auszuschalten, würden sie ein Vermögen machen. Aus Gefälligkeit hatte Kapitän Smith William gefragt, ob er sich der Mannschaft anschließen wolle. Williams Vater war fast zehn Jahre zuvor gestorben, als William erst fünf gewesen war, und seine Mutter litt seit Jahren unter einer zehrenden Krankheit. Das Wenige, was William als Wasserträger verdiente, reichte, selbst zusammen mit dem, was er bei Messerkämpfen gewann, kaum, um sie zu ernähren und die Miete für das zugige, feuchte Zimmer aufzubringen, das sie sich teilten. Mit dem Geld von der Reise hatte William gehofft, eine anständige Wohnung zu finden, um es seiner Mutter in ihren letzten Tagen behaglich zu machen.

Doch seine Pläne waren schiefgegangen, noch bevor das Schiff den Hafen verlassen hatten. An dem Tag, bevor sie Segel setzten, starb Williams Mutter. Und dann hatte Grimaldi sie, sobald sie im Orient waren, in eine kleine Bucht südlich der türkischen Stadt Ephesos gebracht, wo am Strand die Zelte einer türkischen Karawane standen. Smith hatte weit draußen Anker geworfen, und William hatte von seinem Posten im Krähenest hoch über dem Deck zugesehen, wie Smith, Grimaldi und vier schwerbewaffnete Besatzungsmitglieder an Land gerudert waren, um zu verhandeln. Sie waren kaum aus dem Boot gestiegen, da töteten

Bogenschützen, die in den Zelten versteckt gewesen waren, die Besatzungsmitglieder. Die restliche Mannschaft an Bord der Kateryn hatte eilig Segel gesetzt, doch zwei türkische Langboote hatten ihnen den Weg abgeschnitten. Das Schiff war geentert worden, und nach einem kurzen, blutigen Kampf hatten sie sich ergeben. William hatte Glück gehabt: Er war jung genug, um als Sklave verkauft zu werden. Die älteren und verletzten Besatzungsmitglieder hatten sie am Strand exekutiert, doch William hatten sie Hasim überlassen, der sich sofort mit ihm auf den Weg zum Sklavenmarkt nach Konstantinopel gemacht hatte, wo für einen hellhäutigen Europäer wie William als Haussklave für eine türkische oder griechische Familie ein hoher Preis zu erzielen war.

Als sie jetzt die letzten Meilen zur Stadt zurücklegten, behielt William seinen Geiselnnehmer scharf im Auge. Immer wenn Hasim nicht hinschaute, arbeitete William an den Fesseln an seinen Händen. Es war riskant. Erst am Vortag hatte Hasim William dabei erwischt und ihn geschlagen und ihm die Hände danach so fest gefesselt, dass die Seile ihm in die Haut schnitten. Doch William achtete nicht auf den Schmerz, zog die Seile hierhin und dorthin, bis sie sich allmählich lösten. Wenn er nicht bald entkam, war es zu spät. Schon ragte das Goldene Tor, das nach Konstantinopel hineinführte, vor ihnen auf.

Die drei Torbögen waren über fünf Klafter hoch, und das mittlere Tor war so breit, dass zwanzig Männer auf Pferden nebeneinander hindurchreiten könnten. Hinter dem Tor war ein ummauerter Hof, wo Straßenhändler ihre Karren durch die Menschenmenge schoben. William hatte noch nie so viele verschiedene Menschen auf einem Fleck gesehen: ortsansässige Bauern in gegürteten Tuniken und ledernen Kniebundhosen, wohlhabende Griechen, die Kaftane mit weiten Ärmeln aus blauer oder roter Seide trugen, bestickt mit Gold- und Silberfäden, Türken mit Turbanen auf dem Kopf, bärtige Juden mit Scheitelkäppchen und Italiener mit olivbrauner Haut in bestickten Samtwämsen und engen Kniehosen. Er sah blauäugige Männer mit weißer Haut, Walachen mit dunklem Haar, blassen Gesichtern und spitzen Zügen und Afrikaner, so schwarz wie der Nachthimmel. Sie sprachen eine verwirrende Vielzahl von Sprachen, von denen William keine einzige zu erkennen vermochte, geschweige denn verstand. Und

die angebotenen Waren waren genauso vielfältig: exotische Gewürze, deren kräftige Düfte mit dem allgemeinen Geruch nach ungewaschenen Menschen und Tierexkrementen wetteiferten, Säbel und Schwerter, lange und kurze, gebogene und gerade, nervöse Pferde und teilnahmslos wiederkäuende Kamele, Fleisch, das an Spießen briet, und schmutzige Huren, die viel Schminke trugen. Hasim blieb nicht stehen, um sich umzusehen. Er trieb sein Pferd über den Markt in die Stadt hinein.

William fand sich auf einer breiten gepflasterten Straße wieder. Zu beiden Seiten drängten sich niedrige Gebäude, dahinter konnte William zur Linken breite Felder sehen, wo Kühe und Schafe die trockenen Weizenhalme weideten, die bei der Ernte stehengeblieben waren. Zur Rechten fiel das Land ab zu den Seemauern und dem Marmarameer dahinter, das rot in der Abendsonne glühte. William sah ein Schiff, das langsam übers Wasser glitt, und überlegte, wie es wohl wäre, an Bord zu sein und die Gischt zu schmecken, wenn er zurück nach England segelte. Das Schiff entschwand hinter einer niedrigen, aber wuchtigen Kirche mit dicken Säulen an der Vorderseite und einer breiten Kuppel. Ganz anders als die winzige Kapelle in seinem Heimatort Fowey.

Hinter der Kirche stieg die Straße an und führte an einem ausgedehnten Klosterkomplex und weiteren Kirchen vorbei. Oben gelangten sie an ein Tor, das in die zerfallenen Reste einer alten Stadtmauer eingelassen war. Hinter dem Tor wurde William von einem ekelregenden Gestank bedrängt. Hier kauerten die Häuser dicht beieinander, und die Straßen waren schmutzig – eine stinkende Mischung aus ausgeleerten Nachttöpfen, Tierdung und Abfall aus einer nahegelegenen Metzgerei, die ins Meer geschwemmt wurde. In Abständen führten enge Gassen von der Hauptstraße ab. In einer sah William wilde Hunde, die wütend nach einander schnappend einen Tierkadaver auseinanderrissen.

Die Straße mündete in einen breiten Platz, überfüllt mit lärmenden Händlern und kreischenden Schweinen in Pferchen. In der Mitte des Schweinemarkts ragte noch über die höchsten Bäume auf dem Platz eine Säule, um die sich spiralförmig aufwärts bis ganz nach oben ein Bilderfries wand mit Darstellungen von Kämpfen und Festen, deren

Bedeutung längst niemand mehr kannte. Hasim blieb nicht stehen, er ritt weiter und zog William immer tiefer in die Stadt hinein hinter sich her. Sie erklimmen einen weiteren Hügel und gelangten auf einen Platz, der ein Tal überblickte. Darüber führte ein imposantes, gut fünf Ellen hohes Aquädukt. Auf dem Platz bogen sie nach links. William sah auf den fernen Hügeln eine gewaltige Kirche, deren zahlreiche Kuppeln von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet wurden, und rechts davon die Ruinen einer riesigen römischen Arena.

Die Abenddämmerung senkte sich schon herab, als sie in eine breite Straße bogen, die hinunter zum Goldenen Horn führte, dem Meeresarm, der Konstantinopel im Norden begrenzte. Die Straße war auf beiden Seiten gesäumt von Säulen, die Arkaden trugen. Nach kurzer Zeit stieg Hasim ab und machte sich am Sattel zu schaffen und entknotete das Seil, mit dem er William durch Anatolien nach Konstantinopel geschleift hatte. Er nahm es und zog William hinter sich her in die dunklen Schatten unter den Arkaden zur Rechten. Bevor Williams Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen konnten, wurde er schon vorwärtsgestoßen und stolperte, bis er unsanft gegen eine Mauer stieß. Das Seil landete neben ihm, und er hörte hinter sich ein Eisentor ins Schloss fallen. William drehte sich um und ließ sich mit dem Rücken an der Wand zu Boden sinken. Er saß in einer kleinen Zelle, kaum tiefer und breiter als zwei Ellen, mit Eisengitter verschlossen.

Er spähte durch die Eisenstangen und konnte gerade noch Hasim erkennen, der sich entfernte. Aus der Dunkelheit links und rechts seiner winzigen Zelle hörte William gedämpfte Laute – ersticktes Weinen, Flüstern, schlurfende Schritte, gelegentlich unterbrochen von einem lauten Fluch in irgendeiner ihm unbekanntem Sprache oder, von weiter weg, dumpfem Hundegebell. William zog die Knie an die Brust, denn er zitterte, vielleicht wegen der Kälte, die mit der Nacht gekommen war, vielleicht auch aus Angst. Und doch gestattete er sich ein Lächeln. Nach Stunden war es ihm endlich gelungen, seine Hände von den Fesseln zu befreien.

Die Sonne war eben erst aufgegangen und tauchte die Welt in grobkörniges goldenes Licht, als Longo sich platschend den Weg durch eine Furt im Lykos bahnte und Konstantinopel in Sicht kam. Longo führte sein Pferd auf das gegenüberliegende Ufer und seufzte erleichtert auf. Einige Meilen hinter dem Schlachtfeld hatte er seine Männer eingeholt, doch es war eine beschwerliche Reise vom Amselfeld gewesen. Sie waren durch das Herz des Osmanischen Reiches gezogen und knapp fünfzig Meilen an der osmanischen Hauptstadt Adrianopel vorbeigekommen. Ein Landstrich, der bei Longo unschöne Erinnerungen weckte. Gefährliches Gebiet obendrein, in dem es von Banditen und Dieben nur so wimmelte, von den türkischen Truppen ganz zu schweigen. Er hatte seine Männer energisch vorangetrieben, sie hatten Städte umgangen und waren so weit und so schnell gereist, wie ihre Pferde konnten. Jetzt, wo sie Konstantinopel erreicht hatten, waren sie so sicher wie überall sonst. Doch wie lange das noch so sein würde, wusste Longo nicht. In Selymbria hatte er gehört, dass Kaiser Johannes tot war. Wenn seine Brüder sich um den Thron stritten, dann würde der darauf folgende Bürgerkrieg Konstantinopel zur leichten Beute für die Türken machen.

Longos Männer schlossen am Flussufer zu ihm auf. Er hatte über hundert Männer aus Italien in die Schlacht auf dem Amselfeld geführt, und nur gut fünfzig lebten noch. Ihre Rüstungen waren zerbeult und beschädigt. Viele waren verletzt, und einige würden die Seereise zurück nach Genua womöglich nicht überleben. Die meisten waren Veteranen, die schon oft an Longos Seite gekämpft hatten, einige wenige, wie Tristo, sogar schon von jungen Jahren an. Longo hatte die Überlebenden sicher aus dem osmanischen Gebiet gebracht, doch er wusste, dass das den Frauen und Kindern der Gefallenen wenig Trost bieten würde. Sie würden Longo die Schuld geben, und er hatte Verständnis für ihren Zorn. Er gab sich selbst auch die Schuld.

Tristo unterbrach Longo in seinen trüben Gedanken. «Es ist gut, die alte Stadt wiederzusehen, was, Freund?», sagte er. Tristo war ein berühmter Witzeerzähler und Spaßmacher, selbst mitten in der Schlacht, und es war Verlass darauf, dass er Longos Laune hob. «Endlich können wir uns nach vielen Monaten Krieg auf ein bisschen

Wohlleben freuen», fuhr Tristo grinsend fort. «Kein altbackenes Brot und kein trockenes Fleisch mehr.»

Longo beäugte Tristo kritisch. Er war ein Bär von einem Mann – gut zwei Handbreit größer als Longo und fast doppelt so schwer, und Longo war beileibe kein Hänfling. «Wohlleben ist das Letzte, was du brauchst», erklärte Longo ihm. «Ich sollte dich auf halbe Ration setzen.»

«Unsinn», erwiderte Tristo. «Ich muss bei Kräften bleiben. Ich habe Verpflichtungen den Frauen von Konstantinopel gegenüber.»

«Ich dachte, du hättest Verpflichtungen deiner Frau gegenüber», konterte Longo.

«Oh, das habe ich wohl», stimmte Tristo ihm zu. «Deswegen muss ich in Übung bleiben, damit ich keinen Rost ansetze, bis wir nach Genua zurückkehren.»

«Dann sollten wir uns wohl beeilen», sagte Longo grinsend. «Du bist sicher sehr eingerostet.»

«In der Tat», sagte Tristo und trieb sein Pferd den Hügel hinunter gen Konstantinopel. Longo galoppierte kopfschüttelnd hinter ihm her.

\*\*\*

William wachte mit einem Ruck auf und stellte fest, dass der Tag schon strahlend hell war und auf der Straße bereits reges Treiben herrschte. Direkt vor seiner Zelle hantierte ein gebeugter Grieche in einem schmutzigen Leinenkaftan mit einer Sammlung Tontöpfen.

William stand zögernd auf, streckte seine steifen Beine und spähte aus der Zelle. Links säumten weitere Krämer die Straße, boten den Passanten ihre Waren an. Weiter rechts mündete die Straße in einen kleinen Platz, wo sich um eine Art Podest eine große Menschenmenge versammelt hatte. Ein beliebter Türke in einem blauen Kaftan und mit einem hohen Turban auf dem Kopf stand auf dem Podest, und William wurde Zeuge, wie er einen benommen wirkenden, ganz und gar nackten Jungen zu sich heraufzog und der Menge präsentierte. Augenblicklich zeigte die Menschenmenge unter wildem Geschrei auf ihn. William begriff, dass es eine Sklavenauktion war. Der Junge wurde rasch an einen Griechen

verkauft und weggeschleift. William wandte sich ab und setzte sich. Wollte er nicht dasselbe Schicksal erleiden, musste er bereit sein, wenn Hasim kam.

William nahm das Seil und wickelte es um beide Arme, damit es so aussah, als wäre er noch gefesselt. In der Nacht hatte er aus dem langen Seil, das Hasim dagelassen hatte, eine Schlinge gefertigt, die er jetzt in seinen Schoß legte und unter seinen Händen verbarg. Er musste nicht lange warten, bis Hasim kam, begleitet von dem beliebten Mann, der die Auktion durchgeführt hatte, und einem großen, muskulösen türkischen Wachmann. Hasim und der Sklavenhändler disputierten lauthals. Hasim lächelte und zeigte immer wieder auf William, und jedes Mal schüttelte der Sklavenhändler stirnrunzelnd den Kopf. Williams Herz klopfte laut, doch er zwang sich, still zu sitzen. Endlich waren die beiden sich einig. Der Sklavenhändler holte einen Beutel hervor und zählte sorgsam ein Dutzend Münzen ab.

Hasim steckte die Münzen ein und schloss die Zellentür auf. Als er sich wieder umwandte, sprang William auf, warf ihm die Schlinge um den Hals und zog sie fest. Hasim riss an dem Seil, das ihn zu erdrosseln drohte, und William nahm gewandt den Dolch aus Hasims Gürtel und schnitt ihm die Kehle durch. Hasim sank blutüberströmt zu Boden. Der Sklavenhändler hatte sich von seiner ersten Überraschung erholt und seinen Säbel gezogen, den er bedrohlich schwang. William duckte sich unter dem Hieb weg, holte mit dem Dolch aus und schnitt dem Sklavenhändler der Länge nach die Wange auf. Der Sklavenhändler fasste sich ans Gesicht und taumelte nach hinten, während sein stämmiger Wachmann sich auf William stürzte. Der warf den Dolch und erwischte ihn an der Kehle. William drehte sich um und rannte davon.

Er entfernte sich rasch vom Sklavenmarkt, huschte zwischen Menschen und Karren hindurch. Er konnte das schrille Geschrei des Sklavenhändlers hören, man solle den Fliehenden festhalten. Ein griechischer Händler stellte ihm einen Fuß, und William fiel der Länge nach hin. Doch als der Händler ihn packen wollte, entwand William sich seinem Griff und stürzte nach rechts in eine breite Straße. Dort waren weniger Menschen, und er kam ungehindert voran. William lief, bis er zu einem großen Platz kam, wo er stehen blieb und sich

vornüberbeugte, um nach Luft zu schnappen. Als er zurückschaute, sah er den Sklavenhändler, jetzt in Begleitung von zwei weiteren Wachmännern, näher kommen. Er richtete sich auf und lief weiter.

Hinter dem Platz verließ er die Hauptstraße und bog in ein Gewirr aus engen Gassen. Die Schritte seiner Verfolger hallten zwischen den hohen Häusern wider, sie schienen von überall gleichzeitig zu kommen. William lief schnell und bog so oft ab, dass er bald völlig die Orientierung verloren hatte. Er rannte auch noch weiter, als die Schritte der Wachmänner verhallt waren und seine Lunge brannte. Schließlich bog er um eine Ecke und musste feststellen, dass er in eine Sackgasse geraten war. Schwer keuchend sank er mit dem Rücken an der Mauer zu Boden. Er lauschte, ob noch Schritte zu hören waren, doch alles war ruhig. William schickte ein Dankgebet an den heiligen William von Bury, seinen Namenspatron. Er war entkommen.

Ein räudiger, magerer Hund kam in die Gasse gelaufen und schnüffelte aus einiger Entfernung vorsichtig an ihm. William dachte an den Kadaver, den die Hunde am Vortag auseinandergerissen hatten. Eine Nacht allein auf diesen Straßen, und auch er konnte zur Beute für die Hunde werden. Er musste einen Ort finden, wo er schlafen konnte, und etwas zu essen. Er dachte an das Kloster, das er beim Eintreten in die Stadt gesehen hatte. Vielleicht fand er dort Aufnahme, und sei es auch nur für eine Nacht.

Er stand auf und suchte sich seinen Weg durch das Labyrinth aus engen Gassen zu einer breiten Straße, wo er im Schatten einer Gasse wartete, bis er sich sicher war, dass von dem Sklavenhändler und seinen muskulösen türkischen Wachmännern nichts zu sehen war. Dann schlug er, wie er hoffte, den Weg zum Kloster ein. Er war erst wenige Minuten gegangen, da gelangte er auf den Platz mit der hochaufragenden Säule, an den er sich vom Vortag erinnerte. Das Glück war ihm hold. Er beschleunigte seine Schritte, doch plötzlich entdeckte er am anderen Ende des Platzes den Sklavenhändler auf einem Pferd. William erstarrte, allein es war zu spät. Als er sich umdrehte, um zu fliehen, lief er einem türkischen Wachmann direkt in die Arme.

Der packte seinen rechten Arm, drehte ihm diesen auf den Rücken

und hielt William mit der anderen Hand ein Messer an die Kehle. William wehrte sich kurz, doch das Messer ritzte ihm die Haut auf, dass es blutete, und er ergab sich. Schaulustige liefen zusammen, und der Sklaventreiber kam in kurzem Galopp auf sie zu und saß ab. Er sagte etwas zu dem Wachmann, und der verdrehte William den Arm noch weiter, sodass er den Kopf senken musste. Der Sklavenhändler stand vor ihm, einen Dolch in der Hand. William spuckte ihn an, und der Sklavenhändler lächelte boshaft und hielt ihm den Dolch an die Nase.

«Serbest birakmak onu!», rief jemand auf Türkisch, und er ließ den Dolch sinken. William sah einen schlanken, breitschultrigen Mann auf sie zuschreiten. Er trug einen dunklen Kettenpanzer, und an seiner Seite schwang ein Säbel, den er, seinen kräftigen Händen und muskulösen Unterarmen nach zu urteilen, zu führen wusste. Er hatte ein markantes Kinn und ausgewogene Züge, auch wenn die tiefen Falten auf der Stirn von einem wenig leichten Leben zeugten. Sein Haar war rotblond, überraschend für jemanden aus dem Orient, und seine Augen von einem durchdringenden Blau. Der Sklavenhändler betrachtete ihn einen Augenblick, spuckte aus und hielt William den Dolch wieder unter die Nase.

\*\*\*

Longo blickte von dem gutgekleideten Türken zu dem mageren Jungen mit heller Haut, rotbraunem Haar und glattem Kinn. Er war kaum älter als fünfzehn und stammte gewiss nicht aus dem Orient. Wer auch immer er war, Longo würde nicht erlauben, dass dieser fette Türke ihn in der Öffentlichkeit folterte und tötete.

«Bitte, Sir. Helft mir», sagte der Junge auf Englisch.

«Ich hab gesagt, lasst ihn los», sagte Longo noch einmal auf Türkisch und zückte seinen Säbel.

«Der Junge ist ein Sklave, gekauft und bezahlt», erwiderte der dicke Türke. «Ich mache mit ihm, was ich will.»

«Dann kaufe ich ihn Euch ab», sagte Longo. Er löste einen Beutel von seinem Gürtel und warf ihn dem Türken vor die Füße. Einige Goldmünzen fielen aus dem Beutel und blitzten in der Sonne auf. «Ich

denke, das ist mehr als genug.»

Der Türke senkte den Dolch und beäugte den Beutel – sicher viermal so viel, wie der Junge wert war. Er berührte die lange klaffende Wunde an seiner Wange, die William ihm beigebracht hatte. «Der Junge hat mich verletzt. Er hat einen meiner Männer getötet. Dafür bezahlt er mit seinem Leben.» Er hob den Dolch.

«Mein Name ist Giovanni Giustiniani Longo, und wenn Ihr diesen Jungen tötet, bekommt Ihr es mit mir zu tun», sagte Longo.

Dem Türken wich sämtliches Blut aus dem Gesicht. Er richtete den Blick von dem Säbel auf Longos abgetragenen Kettenpanzer und dann auf Longos hartes Gesicht. «Katil Türkin», flüsterte er, senkte den Dolch und schubste den Jungen grob auf Longo zu. «Der Junge gehört Euch, Efendi. Nehmt ihn.» Der Türke hob den Beutel auf, ohne die herausgerollten Münzen aufzusammeln, und eilte, gefolgt von seinem Wachmann, die Straße hinunter.

Longo betrachtete den Jungen. «Nun, Junge, was hast du getan, um ihn so zornig zu machen?», fragte er auf Englisch.

Der Junge spuckte hinter dem Sklavenhändler her und sah Longo an. «Er wollte mich als Sklave verkaufen», antwortete er. «Ich will nicht verkauft werden.» Sein Blick wurde misstrauisch. «Was habt Ihr zu ihm gesagt, dass er gegangen ist?», fragte er. «Was bedeutet Katil Türkin?»

«Es bedeutet <Geißel der Türken>. Als das bin ich unter seinesgleichen bekannt», antwortete Longo.

«Was habt Ihr mit mir vor?», fragte der Junge.

«Ich brauche keine Sklaven», sagte Longo. «Du bist frei.»

Der Junge rührte sich nicht. «Ich weiß nicht, wohin», sagte er. «Ich habe kein Geld und nichts zu essen. Gebt mir wenigstens eine Waffe, damit ich mich zur Wehr setzen kann.»

Longo betrachtete den Jungen eindringlich. Irgendetwas an ihm – vielleicht das Funkeln in seinen Augen oder die Überzeugung, mit einer Waffe in der Hand könnte er es in der Welt zu etwas bringen – erinnerte Longo an sich selbst in seinem Alter. «Wie heißt du, Junge?»

«William, Sir.»

«Und wie alt bist du, William?»

«Sechzehn», antwortete William. Longo beäugte ihn skeptisch.

«Fünfzehn, Sir, nächsten Monat.»

«Du bist weit weg von zu Hause, William. Wie kommst du nach Konstantinopel?»

«Wir waren unterwegs auf der Suche nach Gewürzen, doch das Schiff wurde von Türken gekapert. Ich wurde hergebracht, um als Sklave verkauft zu werden.»

«Verstehe. Kannst du kämpfen?»

William lächelte. «Mit einem Dolch kann ich mich verteidigen.»

«Tatsächlich?» Longo zog einen Dolch aus seinem Gürtel und warf ihn William zu, der ihn geschickt auffing.

«Das Leben meiner Männer ist kein leichtes, William», warnte Longo ihn. «Wir kämpfen viele Schlachten, und wir sind oft unterwegs. Ich will dir nichts vormachen: Vermutlich wirst du nicht besonders alt werden. Aber wenn doch, dann kannst du dich rühmen, gegen die Türken gekämpft zu haben. Was sagst du dazu?»

«Ich hasse die Türken. Sie haben meinen Onkel und meine Schiffskameraden getötet. Sie haben mich geschlagen und verkauft. Ich ziehe mit Freuden gegen sie in die Schlacht», sagte William.

«Gut», sagte Longo. Er nahm Williams Hand und fasste ihn mit der anderen Hand am Ellbogen. «Dann bist du mein Mann.» Longo drehte sich zu Tristo um, der ein Stück weg stand, den Arm um eine ziemlich dralle Frau gelegt, die Brot verkaufte. «Tristo!», rief Longo. «Komm her.»

Tristo küsste die Frau, die ihm eine Wange hinhielt, und fuhr ihr mit einer Hand von der Hüfte über den Hintern. «Tut mir leid, Liebes», sagte er, kniff sie in den Po und duckte sich rasch weg, bevor sie ihm eine Ohrfeige verpassen konnte. Er näherte sich Longo mit einem Grinsen im Gesicht. «Was ist? Sie wollte mich gerade zu sich nach Hause einladen.»

«Tristo, das ist William, ein neuer Rekrut», erklärte Longo ihm.

«Freut mich, dich bei uns zu haben, Junge», sagte Tristo und schlug William so fest auf den Rücken, dass der Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

«Tristo wird sich um dich kümmern, William», sagte Longo. «Und dir übertrage ich die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass Tristo nicht in

Schwierigkeiten gerät. Er liebt mir die Frauen und das Würfelspiel ein wenig zu sehr. Kann ich mich auf dich verlassen?» William nickte. «Tristo», sagte Longo. «Nimm ihn mit aufs Schiff und bereitet alles vor. Wir legen heute Abend ab.»

«Wohin geht Ihr?», fragte Tristo.

«Zum kaiserlichen Palast», antwortete Longo. «Ich sollte der Kaiserinmutter meine Aufwartung machen. Der Kaiser ist tot, womöglich brauchen sie uns.»

\*\*\*

Sofia stand am Fenster ihres Schlafzimmers in den Frauengemächern des Blachernen-Palastes und blickte zum Marktplatz jenseits des Palasthofs hinüber. Der Blick – ganz normalen Menschen zuzusehen, wie sie ihren Alltagsgeschäften nachgingen – hatte sie stets getröstet, doch heute half es nichts. Viele Menschen waren in Schwarz gekleidet, was sie an die schlimmen Vorfälle in den vergangenen Tagen erinnerte. Seit der Beisetzung von Kaiser Johannes VIII. war noch keine Woche vergangen, und ihre Zukunft war genauso ungewiss wie die des Reiches. Konstantin, Johannes' ältester Bruder, war weit weg in Mystras im Herzen der peloponnesischen Halbinsel. Der zweite Bruder, Thomas, war Gerüchten zufolge nicht so weit weg. Und was Demetrios anging, den Jüngsten und Ehrgeizigsten der drei – von dem wusste niemand, wo er sich aufhielt.

Hufegeklapper unterbrach Sofias Gedanken, und ihr Blick fiel auf einen Mann, der auf den Palast zugeritten kam. Er war groß und saß mit der Selbstverständlichkeit eines Kriegers auf dem Pferd. Er hatte helles Haar, und selbst auf die Entfernung konnte Sofia sehen, dass er kein Grieche war. Er war Italiener, vielleicht aus Norditalien, mutmaßte Sofia, als der Mann näher ritt. Er war umwerfend stattlich, aber sein Gesicht hatte harte Züge. Er sah besonders aus, wie er grimmig die Lippen verzog ... das Gesicht ihres Onkels war auch so gewesen.

Wer war er? Die italienischen Gesandten waren schon im Palast gewesen, um ihr Beileid auszusprechen und leere Hilfsversprechungen zu machen. Dieser Italiener kam sicher nicht im Auftrag Genuas oder

Venedigs. Doch warum sonst? Sofia sah den Mann in den Palasthof reiten und absteigen. Sie betete, dass er keine schlechten Nachrichten brachte.

Plötzlich schaute der Italiener herauf, ihre Blicke begegneten sich, und er schlug die Augen nicht nieder. Sofia trat vom Fenster zurück und zog den Vorhang vor. Als sie wieder hinausschaute, war der Italiener verschwunden.

\*\*\*

«Conte Giovanni Giustiniani Longo von Genua und Chios.»

Longo folgte der Stimme des Herolds in die große achteckige Halle des Blachernen-Palastes. Das helle Innere wurde von hohen Fenstern gesäumt, und an den Wänden standen warägische Soldaten – die Leibgarde der kaiserlichen Familie. Vor ihm saß die Kaiserinmutter auf einem reichverzierten Thron, die Rückenlehne war ein Löwenkopf, die Armlehnen waren Löwenklauen nachempfunden. Helena war über siebzig und hatte weißes Haar und faltige Haut, doch sie hielt den Kopf hoch und saß aufrecht. Sie strahlte Autorität aus. Zu ihrer Linken und Rechten standen Mitglieder des königlichen Hofes. Longo erkannte den Patriarchen der orthodoxen Kirche an seiner hohen Tiara und den Hauptmann der Warärgarde, einen finsternen, vierschrötigen Mann, der die Insignien des persönlichen Leibwächters des Kaisers trug. Neben der Kaiserinmutter stand die Frau, die Longo bei seiner Ankunft am Turmfenster gesehen hatte. Sie war unglaublich schön, groß und geschmeidig und mit langem, gewelltem, kastanienbraunem Haar, mandelförmigen Augen und makelloser olivfarbener Haut. Longo merkte, dass er sie anstarrte, und wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Kaiserinmutter zu.

«Eure Majestät», sagte Longo auf Griechisch und verbeugte sich schwungvoll, den rechten Fuß nach vorne gesetzt und den Kopf bis zum Knie gesenkt. Mit einer Handbewegung forderte Helena ihn auf, sich zu erheben. «Ich fühle mich geehrt, dass Ihr mich empfangt», fuhr Longo fort. «Ich möchte Euch mein aufrichtiges Beileid zum Tod Eures Sohnes aussprechen, Gott hab ihn selig.»

«Ich habe die Nase voll von Beileidsbekundungen, Signor Longo», erwiderte Helena in fließendem Italienisch. Longo war überrascht, sowohl über ihre Direktheit als auch über ihre guten Italienischkenntnisse. «Ihr sprecht sehr gut Griechisch», fuhr Helena fort, diesmal auf Griechisch.

Ob des Kompliments verbeugte Longo sich wieder. «Vielen Dank, Eure Majestät», antwortete er. «Ich habe meine Kindheit in Thessaloniki verbracht.»

«Ach ja, zweifellos vor den Kriegen», murmelte Helena und schloss, weil sie von den Erinnerungen einen Moment überwältigt wurde, die Augen. Als sie sie wieder aufschlug, waren sie kalt und streng. «Aber Ihr seid nicht hergekommen, um über Eure Kindheit zu reden.»

«Nein, Eure Majestät. Ich komme, um wichtige Nachrichten zu überbringen und Euch meine Dienste anzubieten, falls Ihr sie brauchen solltet.»

«Sehr edel von Euch, Signor Longo», sagte Helena. «Und wie lauten Eure Nachrichten?»

«Verzeiht mir meine Vermessenheit», sagte Longo, «aber ich würde Eure Majestät gern unter vier Augen sprechen.»

Helena kniff die Augen zusammen und musterte ihn eingehend. Zufrieden mit dem Ergebnis ihrer Prüfung, nickte sie schließlich. «Lasst uns allein», befahl sie. Die Höflinge und Soldaten verließen schweigend den Raum. Nur der Hauptmann der Leibgarde und die schöne junge Frau blieben. Wer war sie?

«Prinzessin Sofia ist sehr klug», sagte Helena als Antwort auf seine unausgesprochene Frage. «In ihrer Gegenwart könnt Ihr offen sprechen.» Sie zeigte auf den Hauptmann der Leibgarde. «Und Johannes Dalmata ist treu wie Gold. Eure Geheimnisse sind hier sicher.»

«Natürlich, Eure Majestät», sagte Longo.

«Sehr gut», sagte Helena. «Ihr könnt fortfahren, Signor Longo.»

«Ich bringe unerfreuliche Neuigkeiten, Eure Majestät», fing Longo an. «Der von König Ladislaus und Johann Hunyadi aus Ungarn angeführte Kreuzzug ist zu Ende. Ihre Armeen wurden von den Türken auf dem Amselfeld überrascht und vernichtend geschlagen. König Ladislaus ist tot, und Hunyadi ist nach Ungarn zurückgekehrt, um als

Reichsverweser zu regieren. Man wird ihn zweifellos zwingen, Frieden mit dem Sultan zu schließen.»

Helena schwieg. Sofia riss ungläubig die Augen auf. Dalmata ergriff als Erster das Wort. «Hunyadi besiegt?», fragte er. «Davon haben wir nichts gehört.»

«Ich habe die Niederlage mit eigenen Augen mit angesehen», erwiderte Longo. «Meine Männer sind scharf geritten, um nach Konstantinopel zu gelangen. Wir haben die Stadt erst heute erreicht.»

«Wenn Hunyadi besiegt wurde», sagte Sofia, «dann ist niemand mehr da, der sich zwischen uns und die türkische Armee stellen kann. Sie werden so kurz nach einem wichtigen Feldzug nicht gleich wieder angreifen, doch sie werden zuschlagen, wenn sie Schwäche spüren – Kampf um die Thronfolge, Bürgerkrieg.» Longo nickte. Die junge Frau hatte die Situation vollkommen erfasst.

«Und dann wird Konstantinopel fallen», schloss Helena. Gut, dachte Longo. Sie begreifen, in welcher Gefahr sie sind. «Ich kümmere mich darum, dass die Thronfolge rasch geklärt wird», fuhr Helena fort. «Mein ältester Sohn Konstantin soll zum Kaiser ernannt werden, und es wird keinen Dissens und keinen Bürgerkrieg geben. Ich danke Euch für Eure Nachrichten, Signor Longo. Wir stehen tief in Eurer Schuld.»

«Ihr erweist mir zu viel Ehre, Eure Majestät», sagte Longo. «Doch ich habe noch eine Nachricht. Auf dem Weg nach Konstantinopel bin ich mit meinen Männern durch Selymbria gekommen. Euer Sohn Demetrios war dort. Er wird hier sein, bevor Konstantin Nachricht vom Tod des Kaisers erhält.»

«Natürlich», antwortete Helena ruhig. «Wir erwarten Demetrios jeden Augenblick. Aber habt keine Angst. Ich kümmere mich um meinen Sohn, wenn er kommt, und schicke einen Boten zu Konstantin, um ihn wissenzulassen, dass er jetzt Kaiser ist.»

«Demetrios kommt zweifellos mit Truppen, Euer Majestät», sagte Longo. «Meine Männer stehen Euch zur Verfügung, falls Ihr uns braucht.»

Helena schüttelte den Kopf. «Habt Dank, Signor Longo, aber ich glaube, ich weiß, wie ich mit meinem Sohn umgehen muss.»

«Dann stelle ich Euch mein Schiff in Diensten», sagte Longo. «Es ist

schnell, und Mystras liegt auf dem Weg nach Italien. Erlaubt mir, Eure Nachricht an Konstantin zu überbringen.»

«Ich nehme Euer großzügiges Angebot dankend an», sagte Helena. «Johannes Dalmata wird mit Euch reisen. Konstantin vertraut ihm. Ich schicke zwei Beamte, Philanthropenus und Georgios Sphrantzes, mit der Krone. Sobald Ihr dort seid, soll Konstantin zum Kaiser gekrönt werden.»

Longo nickte zustimmend. «Ich werde Hauptmann Dalmata und die Beamten auf meinem Schiff erwarten», sagte Longo. «Es liegt im Goldenen Horn im Hafen von Pera. Wir laufen noch heute Abend aus.»

«Gut», sagte Helena. «Möge Gott mit Euch sein, Signor Longo.»

\*\*\*

Als Longos Schiff, die Fortuna, ablegte, war die Sonne inzwischen untergegangen. Tristo und die anderen Soldaten waren schon unter Deck, wo sie tranken und sich beim Würfelspiel die Zeit vertrieben. Die beiden Gesandten von Konstantinopel waren in ihrer Kajüte, sie litten unter Seekrankheit. Longo war an Deck geblieben, um mit Dalmata zu reden. Er war kein Mann vieler Worte, aber geradeheraus und klug. Wie bei vielen Warägern waren Dalmatas Vorfahren angelsächsische Adlige, die vor vielen Generationen nach Konstantinopel gekommen waren, nachdem Wilhelm der Eroberer England eingenommen hatte, und Dalmata hatte das braune Haar, die grauen Augen und die hellere Haut seiner Ahnen. Er war im kaiserlichen Haushalt aufgewachsen und von seinem Vater, der vor ihm den Posten des kaiserlichen Leibwächters innegehabt hatte, im Kampf ausgebildet worden. Dalmata erklärte Longo, Konstantin sei ein starker Mann, der ein guter Kaiser sein werde. Sie waren zusammen im Palast aufgewachsen, und Dalmata betrachtete Konstantin als Freund. Longo war froh zu hören, dass Konstantin ein fähiger Mann war. Wenn sein Reich fortbestehen sollte, brauchte es einen fähigen Mann auf dem Kaiserthron.

Dalmata entschuldigte sich, um nach den beiden Gesandten zu sehen, und Longo blieb allein auf Deck zurück. Er stand nahe der Reling, allein mit seinen Gedanken, während ein starker Westwind die Fortuna